

Sag mir, wo der Standard ist,  
wo ist er (in der Varietätenlinguistik) geblieben?

1 „[...] auf jeden Fall im rechten Bereich des Schemas“

Zu den Erfolgsgeschichten der neueren deutschsprachigen Romanistik gehört zweifellos die Varietätenlinguistik. Diese Richtung wurde zwar von Leif Flydal initiiert, jedoch erst von Eugenio Coseriu etabliert und von mehreren seiner direkten und indirekten akademischen Schüler verbreitet (vgl. Völker 2009). Eine wirklich außerordentliche Resonanz fand dabei zweifellos die *Gesprochene Sprache in der Romania* von Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1990/2007). Als ganz besonders fruchtbar erwies sich in diesem Zusammenhang die Konzeptualisierung des Varietätenraums in Gestalt des „Nähe/Distanz-Kontinuums“.

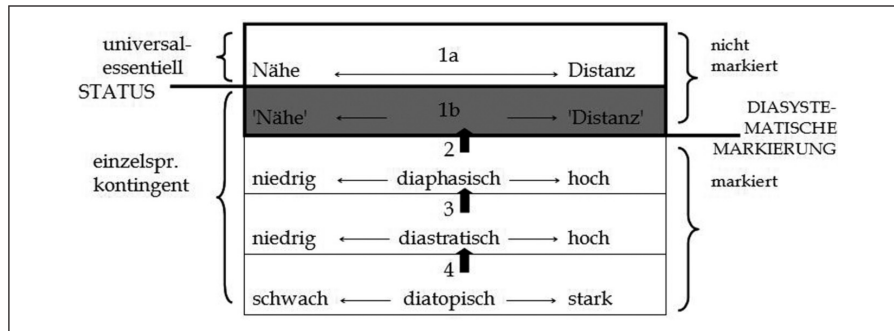


Fig. 1: Der einzelsprachliche Varietätenraums zwischen Nähe und Distanz (aus: Koch/Oesterreicher 1990, 15).

Allerdings zeichnet sich in der Breite der Rezeption inzwischen die kritische Grenze produktiver Auseinandersetzung ab, jenseits derer die Referenz auf eine nur mehr topische Funktion absinkt. Der Augenblick für eine konstruktive Auseinandersetzung ist, mit anderen Worten, gekommen, und der schöne Anlass des vorliegenden Bandes ist geradezu ideal, um einen speziellen Aspekt, nämlich den varietätenlinguistischen Umgang mit dem Standard im Licht kontroverser Auffassungen, zu diskutieren.

Dieser Ausdruck wird zwar sowohl in Koch/Oesterreicher 1990 als auch in der spanischen Übersetzung (und zweiten Auflage) von 2007 nur beiläufig gebraucht (1990, 188, 236; 2007, 350, 371; s.u.), aber das Konzept wird unter der synonymen Bezeichnung der ‚präskriptiven Norm‘ an prominenter Stelle explizit behandelt und auf das eingangs zitierte Schema projiziert:

[...] die präskriptive Norm [ist] eine Art ‚Über-Norm‘, die sich durch einen prinzipiellen Ausschließlichkeitsanspruch und durch hohe Stabilität (‚Konservatismus‘) auszeichnet. Durch Kodifizierung und institutionelle Absicherung wird hier die innere Historizität von Sprache [...] ein Stück weit ‚aufgehoben‘. [...] Eine ausgezeichnete Interpretationsbasis für diesen Prozeß der präskriptiven Normierung bietet nun gerade das Nähe/Distanz-Kontinuum. Aus den universalen Kommunikationsbedingungen der Distanz ergeben sich nämlich nicht nur bestimmte einzelsprachübergreifende Versprachlichungsstrategien [...], sondern auch bestimmte Anforderungen auf einzelsprachlicher Ebene (Distanzsprache), und zwar gerade hinsichtlich der verwendbaren Varietäten. So erfordert die Kommunikation über sehr große Zeiträume hinweg (zeitliche Distanz) eine erhebliche Stabilität der sprachlichen Regeln, ein sehr großer Kommunikationsradius (räumliche Distanz) und eine breite Öffentlichkeit machen die Setzung einer diatopisch ‚neutralen‘ Sprachvarietät wünschenswert; physische (räumliche und zeitliche) Distanz und Fremdheit der Kommunikationspartner verlagern die Möglichkeiten der Selbstdarstellung des Produzenten ganz ins Sprachliche, so daß sich die Verwendung diastratisch und diaphasisch höher bewerteter Varietäten anbietet. Diesen Anforderungen entsprechen nun genau die Merkmale der präskriptiven Norm, die somit in gewissem Sinn Distanzsprache *par excellence* ist. Bei allen Detailunterschieden von Sprache zu Sprache [...] ist die präskriptive Norm auf jeden Fall im rechten Bereich des Schemas zu lokalisieren. (Koch/Oesterreicher 1990, 15f.)

Damit erhält der Standard (bzw. die präskriptive Norm) zwar den Status einer Varietät, gleichzeitig wird er jedoch einer genaueren Positionierung im Varietätenraum entzogen, da er im Unterschied zu den anderen Varietäten nicht in einer einzigen Dimension angesiedelt ist, sondern ausdrücklich mit allen Dimensionen in Verbindung gebracht wird. Andere Handbücher teilen zwar diese Auffassung der multidimensionalen Markierung des Standards „im rechten Bereich“<sup>1</sup> und reflektieren so zweifellos die Diachronie in Gestalt der Bedingungen, unter denen die „Kodifizierung“ erfolgt ist. Denn dafür wurden ja durchweg stilistisch und sozial hohe Varietäten selektiert. Längere Standardgeltung bedeutet jedoch als direkte Folge des im Zitat genannten „Ausschließlichkeitsanspruchs“ in vielen Fällen gerade einen Markierungsverlust, der grundsätzlich alle Dimensionen betrifft, obwohl er in der Diatopik, d.h. im Blick auf den diatopischen Ursprung des Standards besonders augenfällig wird. Aus Sicht des Sprechers verkörpert der Standard daher auch ‚die‘ Einzelsprache schlechthin, wie der in zahlreichen Gemeinschaften weithin übliche Gebrauch der Glottonyme zeigt: *deutsch*, *italienisch* usw. stehen für ‚hochdeutsch‘, ‚italiano standard‘ usw. einerseits und andererseits für die historischen Sprachen mit all ihren Varietäten.

<sup>1</sup> So etwa Dardano 2005: „Lingua standard è detta di una varietà linguistica che è particolarmente apprezzata nella scala dei valori sociali. Si fonda spesso sul parlato delle persone colte provenienti da un centro culturalmente e/o politicamente rilevante. In una comunità linguistica tale varietà di prestigio è presa di solito a modello per il parlato formale e per la lingua scritta.“ (Dardano 2005, 295)

Die Suche nach dem Standard im Varietätenraum der *Gesprochenen Sprache in der Romania* erinnert ein wenig an die Jagd nach dem Panther<sup>2</sup>, die Dante in *De vulgari eloquentia* als Metapher für die Suche nach einer italienischen Hochsprache beschwört: Zwar nimmt man seine Witterung allenthalben auf, doch zu Gesicht bekommt man ihn nirgendwo. Es sieht also ganz so aus, als ob die Behandlung des Standards im skizzierten Rahmen doch nicht so einfach ist; in gewisser Hinsicht führt der Versuch in eine Aporie, denn wir haben es aus Sicht des Linguisten zweifellos mit einer Varietät zu tun und in vielen Sprachen wahrscheinlich gerade mit der am besten bekannten und am zuverlässigsten abzugrenzenden Varietät überhaupt – sie wird ja mindestens in der Schriftlichkeit vom Kriterium der ‚Korrektheit‘ gesichert. Aber gleichzeitig steht sie außerhalb der Dimensionen, mit denen der Varietätenraum (nicht der Raum der Variation) im zitierten Modell konzipiert wird, und kann als Varietät eigentlich nicht erfasst werden:<sup>3</sup> Standardhaftigkeit ist kein Parameter der Variation.

Sachlich und logisch wird der Standard jedoch sowohl diachron als auch synchron vorausgesetzt: In diachroner Hinsicht wird die Zusammengehörigkeit der Varietäten im Rahmen einer ‚historischen Einzelsprache‘ (mit Ausnahme der wenigen Nur-Abstandsprachen)<sup>4</sup> erst durch die Existenz einer Standardvarietät gestiftet, weil sie als gemeinsame Dach- und Referenzvarietät fungiert. In synchroner Hinsicht bildet der Standard die Vergleichsgrundlage, auf Grund derer eine Varietät als ‚stark‘ bzw. ‚schwach‘ markiert eingestuft werden kann.

## 2 „[...] una varietà di lingua non marcata su nessuno degli assi della variazione“

Angesichts der skizzierten Probleme ist es wenig überraschend, dass auch eine diametral entgegengesetzte Meinung vertreten wird, in der die Standardvarietät zum Gravitationspunkt des Varietätenraums avanciert. So bestimmt Mari D’Agostino den Standard als die schlechthin unmarkierte Varietät, also gewissermaßen als Negation aller anderen, nämlich der markierten Varietäten, die folglich als ‚Nonstandard‘ etikettiert werden:

<sup>2</sup> Vgl. Dante, *De vulgari eloquentia*, I–xvi, „Postquam venati saltus et pascua sumus Ytalie nec panteram quam sequimur adinvenimus, ut ipsam reperire possimus, rationabilius investigemus de illa ut, solerti studio redolentem ubique et necubi apparentem nostris penitus irretiamus tenticulis.“ (‚Dopo che abbiamo cacciato per monti boscosi e pascoli d’Italia e non abbiamo trovato la pantera che bracciamo, per poterla scovare proseguiamo la ricerca con mezzi più razionali, sicché, applicandoci con impegno, possiamo irretire totalmente coi nostri lacci la creatura che fa sentire il suo profumo ovunque e non si manifesta in nessun luogo.‘) <http://www.danteonline.it/italiano/pre.asp?idcod=000&idope=3&idliv1=1&idliv2=16&idlang=IT&blu=y&searchtext=pantera#dteanchor>

<sup>3</sup> In gewisser Hinsicht spiegelbildlich verhält es sich mit dem Dialekt, der zwar aus Sicht der Sprecher gerade die Varietät *par excellence* repräsentiert, der jedoch wegen seiner nicht selten stark ausgeprägten internen Variation nicht monodimensional auf die Diatopik reduziert werden kann (vgl. Krefeld 2010b, 62).

<sup>4</sup> Vgl. dazu aus romanistischer Sicht Krefeld 2003.

La nozione di standard (opposta a quella di ‚non standard‘) viene utilizzata in primo luogo per indicare una varietà di lingua non marcata su nessuno degli assi della variazione; essa si caratterizza sostanzialmente per quello che non ha piuttosto che per ciò che ha. Da questo punto di vista, molto correttamente Tullio Telmon poteva scrivere [...] che l'Italia era priva di una varietà standard, in quanto tutte le varietà di lingua effettivamente utilizzate nella pratica comunicativa sono connotate socialmente o diafasicamente o diatopicamente.“ (D'Agostino 2007, 121)

In Zeiten allgemeiner Alphabetisierung erscheint es in der Tat problematisch eine grundsätzliche Affinität von Standard und ‚hoher‘ sozialer bzw. stilistischer Markiertheit zu behaupten. Festzuhalten ist vielmehr, dass der Standard für die große Masse derjenigen, die sich seiner mit schlichter Selbstverständlichkeit, sozusagen *by default*, ständig bedienen tatsächlich den neutralen Hintergrund liefert, vor dem sich andere Varianten und Varietäten<sup>5</sup> als salient hervorheben und insofern als markiert zu betrachten sind. In dieser Sicht sind unmarkierte und markierte Varianten zwar komplementär, sie besitzen jedoch kognitiv durchaus nicht denselben Status, da sie nicht in ihrer gegenseitigen Verschiedenheit perzipiert werden. Vielmehr wird die markierte Variante als Abweichung von der unmarkierten bewertet.<sup>6</sup>

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass sich beide Positionen trotz ihrer Gegensätzlichkeit auf das Konzept der Markiertheit stützen, so dass sich sofort drei Fragen erheben, nämlich zunächst, was Markiertheit im Sinne der Varietätenlinguistik überhaupt sei, sodann, ob – und wenn ja, wie – sich Markiertheit unabhängig von Standard bestimmen lässt und schließlich, ob Standard unmarkiert und einheitlich sein muss.

### 3 Was ist Markiertheit im varietätenlinguistischen Sinn?

Unumstritten ist, dass solche sprachliche Varianten (oder Cluster von Varianten, d.h. Varietäten) als ‚markiert‘ bezeichnet werden, die nicht nur mit spezifischen Bedeutungen und Funktionen verknüpft sind, sondern die darüber hinaus sekundäre Assoziationen regionaler, sozialer, stilistischer, medial-konzeptueller und anderer Art abrufen<sup>7</sup> und daher entsprechenden ‚Dimensionen der Variation‘ (it. auch *assi della variazione*) zugeordnet werden können; üblich sind die in Fig. 1 genannten Kategorien der Diatopik, Diastratik, Diaphasik und Nähe/Distanz. Durchaus unklar ist dagegen, auf welche Art von Wissen

<sup>5</sup> Die schwierige Frage, ab wann eine kritische Menge von mehr oder weniger kookkurierenden ‚Varianten‘ die Redeweise von ‚Varietät‘ rechtfertigt, kann hier nicht erörtert werden; vgl. Dufter/Stark 2003 und Krefeld 2010b.

<sup>6</sup> Faktisch bildet die Abweichung von einem unmarkierten Standard auch in Koch/Oesterreicher 1990 den Ausgangspunkt der varietätenlinguistischen, insbesondere der diastratischen Diagnostik; so heißt es mit Blick auf die italienische Morphosyntax: „Typisch für diesen Bereich ist es, dass die meisten vom Standard abweichenden Phänomene hier innerhalb des *italiano popolare* ‚blockiert‘ sind“ (188).

<sup>7</sup> Der Ausdruck ‚markiert‘ ist in varietätenlinguistischer Lesart also im Sinne von ‚merkmalhaltig‘ zu verstehen.

sich diese Zuordnungen eigentlich beziehen. Das ganze Problem lässt sich auf die Frage zuspitzen, wie viel intuitives Sprecherwissen – womöglich auf unreflektierte und unkontrollierte Weise – in die sprachwissenschaftliche Kategorisierung einfließt.

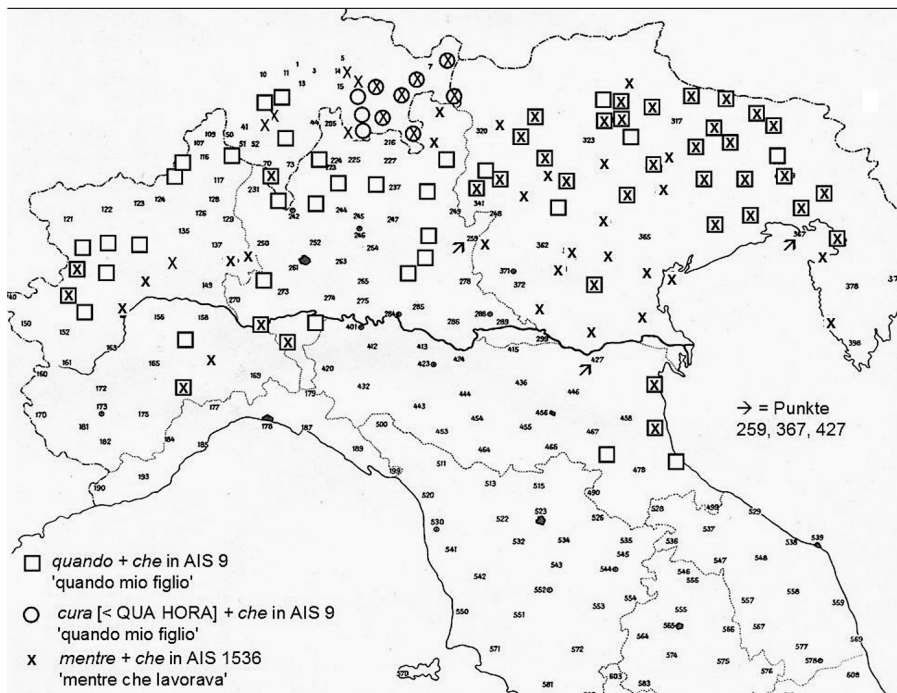
Die Antwort fällt nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, nicht zuletzt deshalb, weil intuitives Sprecherwissen auch dem Linguisten verfügbar ist, vor allem dann, wenn er seine Muttersprache erforscht. Zwar gibt es unterschiedlich starke Traditionen gezielter und systematischer Varianten- und Varietätensuche, namentlich in der Dialektologie, aber inzwischen auch in der Erforschung der gesprochenen Sprache, der Jugendsprache, der Fachsprache usw., bei denen der Wissenschaftler auf Grund klar definierter Kriterien (Herkunft des Sprechers/Schreibers, Alter, Diskurstradition usw.) ein Datenkorpus bildet, in der Hoffnung genau solche Daten zu selektieren, die für die gewünschte und vom Wissenschaftler vorgegebene Dimension auch repräsentativ seien. Allerdings sind die Ergebnisse selbst unter diesen mehr oder weniger ‚klinischen‘ Bedingungen keineswegs immer eindeutig und gelegentlich sogar auf systematische Weise uneindeutig, wie etwa die problematische Abgrenzung mündlicher und diatopischer Markiertheit zeigt, denn Dialekte sind ja grundsätzlich und nicht selten ausschließlich der medialen Mündlichkeit verpflichtet. Vollkommen unterschätzt wird darüber hinaus die Abhängigkeit des sprachlichen Datums von der Individualität des Sprechers.

Ausgehend vom folgenden italienischen Beispiel aus Koch/Oesterreicher 1990, 188, lässt sich diese Problematik anschaulich illustrieren: Dort wird ausgeführt, ein „redundantes *che* als allgemeine Subordinationsmarkierung ([...] *perché che*)“ sei spezifisch diastratisch markiert (und nicht nur mündlich), weil es „wegen der Bindung an eine niedrige soziale Schicht nicht einfach längs der Varietätenkette in die diaphasische Dimension oder gar in die Position ‚gesprochen‘ einrücken“ kann (Koch/Oesterreicher 1990, 188).

Es steht außer Frage, dass es sich beim soeben zitierten *perché che* um eine standardferne Variante („nonstandard“) handelt. Aber grundsätzlich gilt das für die analytische Markierung der Subordination mit „redundantem *che*“ sicherlich nicht; vielmehr hat man es, wie so oft, mit einem Kontinuum zu tun, da die unterschiedlichen lexikalischen Ausprägungen dieses Konstruktionstyps differenziert einzuschätzen sind: Dem stark markierten, übrigens nicht nur redundanten, sondern auch reduplizierenden *perché che* steht das beinahe, wenn nicht völlig unmarkierte und standardnahe *mentre che*<sup>8</sup> am anderen Pol gegenüber. Im mittleren Bereich sind die analog gebildeten Formen wie *quando che*, *come che*, *dove che* u.a. zu positionieren. Ihre jeweilige Markiertheit ist jedoch nicht evident; grundsätzlich ist mit der Diatopik zu rechnen und Zugehörigkeit zum Regionalitalienischen des Nordens anzunehmen (vgl. Telmon 1993, 123). In

<sup>8</sup> Vgl. DISC 1997, 1525: „Diffusa nell’uso antico letterario, e in usi regionali odierni, la loc. cong., *mentre che*, negli stessi usi temporali e avversativi di *mentre* [...]“. Im ZINGARELLI <sup>12</sup>1997, 1057 heißt es s.v. *mentre* ohne jede Spezifizierung: „Anche nella loc. cong. m. *che*: m. *che* ‘l danno e la vergogna dura (MICHELANGELO).“

Norditalien sind entsprechende Konjunktionen in den Basilekten fest verankert; das Friaulische generell und manche Dialekte des Veneto kennen eigentlich nur diesen Typ. Der von Koch/Oesterreicher angeführte Beleg (*perché che*) stammt aus einem Korpus zum *italiano popolare* aus dem Basso Monferrato, also aus der Gegend um die Städte Asti (AIS Punkt 157; vgl. Karte 1) und Alessandria im südlichen Piemont (zu diesem Gebiet gehört auch AIS Punkt 167, Mombaruzzo; vgl. Karte 1). In den dortigen Dialekten, wie überhaupt in Norditalien sind redundante Subordinatoren gut belegt, wie zwei einschlägige AIS-Karten (Karte 9: ‚quando mio figlio‘ und Karte 7 ‚[guarda] come somiglia‘) bestätigen, die keinen einzigen Beleg der redundanten Konstruktion in Mittel- und Süditalien aufweisen – ganz im Gegensatz übrigens zum Typ *mentre + che*, der sich nach Ausweis von Karte 1536<sup>9</sup> nicht gerade flächendeckend, aber durchweg in ganz Italien findet und dessen Kartierung sich daher erübrigt. Auf dialektaler Ebene handelt es sich also im Fall von *quando che*, *come che* (und vermutlich anderen wie *dove che*) eher um diatopisch markierte Formen und nicht generell um Erscheinungen universaler Mündlichkeit, obwohl man den Ergebnissen, vor allem den fehlenden Belegen im Norden ein wenig vorsichtig begegnen muss (s.u.).



Karte 1: Redundante Markierung der Subordination in norditalienischen Dialekten.

<sup>9</sup> Bezeichnenderweise steht die Konstruktion sogar im Titel dieser Karte: ‚mentre che lavorava‘ (AIS 1536).

Über die Diatopik hinaus besteht zweifellos eine ausgeprägte Affinität zur Diastratik und damit zum *italiano popolare* (vgl. in diesem Sinn Berruto 1993, 61), wenngleich das vielleicht nicht überall gilt und im Blick auf eine echte Kovariation mit einer „niedrige[n] soziale[n] Schicht“ zu überprüfen wäre. Mit völliger Zuverlässigkeit lässt sich eine solche diastratische Markierung aus dem Dialektbefund ebenso wenig ableiten, wie aus irgendeinem anderen isolierten Produktionsdatum. Denn Sprechen (und Schreiben) bedeutet für den Sprecher, sprachliche Formen aus dem ihm zur Verfügung stehenden Repertoire auszuwählen, und es versteht sich von selbst, dass er in dieser Wahl durch die vielfältigen außersprachlichen Faktoren, die auf sein Repertoire und seinen Sprachgebrauch Einfluss nehmen (geographische und soziale Herkunft, Alter, Geschlecht, Situation usw.) nicht im strengen Sinn konditioniert ist; der Erklärung von sprachlicher Variation durch Kovariation mit außersprachlichen Parametern sind daher klare Grenzen gesetzt. Festzuhalten ist vor allem, dass dieser Rest an deskriptiver Unberechenbarkeit gerade zum Kernbereich der diaphasischen Variation gehört; nicht selten dient die Wahl einer Variante ja dazu, einen bestimmten diskursiven Effekt, z.B. ironischer Art zu erzielen, den nur eine nicht konventionalisierte Verwendung gestattet: Daten, die ein Sprachbenutzer schreibend oder sprechend liefert, werden grundsätzlich durch seine mentalen Repräsentationen gefiltert und aus den ihm zur Verfügung stehenden Varianten ausgewählt: Letzte Instanz ist somit unausweichlich das Sprachbewusstsein des Sprechers/Schreibers<sup>10</sup>, ganz unabhängig davon, ob die Daten vom Linguisten auf eine bestimmte Weise elizitiert werden oder nicht.

#### 4 Lässt sich Markiertheit unabhängig vom Standard bestimmen?

Viel spricht dafür, dass die Standardkompetenz – genauer gesagt: das standardbezogene Wissen – eine ganz entscheidende Instanz bei der Organisation des Sprachbewusstseins bildet. Für die angemessene Kategorisierung der Daten ist es daher grundsätzlich unerlässlich, die kognitive Dimension der Variation anzuerkennen und die mentalen Repräsentationen, welche die Variantenwahl steuern, zu berücksichtigen, oder – wenn dies unmöglich ist – wenigstens auf die apodiktische Behauptung einer sozusagen inhärenten und sprecherunabhängigen Markiertheit sprachlicher Varianten zu verzichten: Ein Dialektsprecher, beispielsweise, wird bei einer Fragebuchehebung bemüht sein, jeweils die Variante zu liefern, die ihm am charakteristischsten erscheint, das heißt: die Form, die sich am stärksten von der Form unterscheidet, die er (zu Recht oder Unrecht) für die Standardform hält. Hier handelt es sich, wie bereits angedeutet, um Salienzphänomene vor dem Hintergrund des Standards, wobei die Auffälligkeit direkt mit dem Grad der Abweichung korrespondiert.

Es ist daher gut verständlich, dass gerade die Sprecher mit geringer und unsicherer Standardkompetenz, insbesondere Analphabeten oft auch unsicher in

<sup>10</sup> Zu Sprachwissen, Sprachbewusstsein und verwandten Kategorien vgl. aus varietätenlinguistischer Sicht Krefeld/Pustka 2010.

der Identifikation der dialektalen Formen sind und, sozusagen aus Unsicherheit, gerade weniger basilektale, standardnähere Formen produzieren (vgl. Krefeld 2007). In gewisser Hinsicht wird das, was ein Sprecher für Dialekt hält und produziert gerade auch durch sein (Un-)Wissen über den Standard gesteuert. Im Blick auf die Karte 1 könnte man also mit einigem Recht die Frage stellen, ob sich die Wahl der nicht redundanten Standardkonstruktion durch die Informanten der Punkte 259, 367, 427 (durch ‚→‘ gekennzeichnet) mit einer entsprechenden Unsicherheit in der Zuordnung der Varianten zum Standard/Dialekt zu tun hat, denn in allen drei Fällen handelt es sich um Analphabeten.<sup>11</sup> Wenn entsprechende Daten nun gemeinsam mit Daten von standardkompetenten Sprechern in eine diatopische Darstellung, z.B. in einen Atlas, eingehen, erscheinen sie als Unterschiede zwischen Dialekten, d.h. zwischen analogen Varietäten in ein und derselben Dimension der Variation, obwohl sie allenfalls für einen bestimmten Sprechertyp, jedoch nicht für die eigentlich fokussierte Varietät repräsentativ sind.

Konsequenterweise wäre es daher angebracht, bei der Feststellung der Markiertheit der Merkmale grundsätzlich auch die Repräsentationen einzubeziehen und die Repräsentationen wiederum durch die Konfrontation mit konkreten Formen, also durch einen Perzeptionstest abzusichern. Dimensionsspezifische Markiertheit im linguistischen Sinn müsste – mit anderen Worten – ein Korrelat in der Sprecherrepräsentation haben und gleichzeitig mit Salienz in der Wahrnehmung verbunden sein.<sup>12</sup>

Daraus folgt dreierlei: Zunächst ist eine linguistische Analyse, die sich bei der differenzierten Zuweisung einer Markiertheit ausschließlich auf Produktionsbefunde stützt, unzureichend. Sodann ist sprachbezogenes Sprecherwissen in die Erfassung und Beschreibung der Markiertheit in methodologisch kontrollierter Weise zu integrieren. Schließlich sind die Standardvarietäten als Basis der Markierung zu betrachten und in der Modellierung entsprechend zu verankern.

## 5 Muss der Standard unmarkiert und einheitlich sein?

Allerdings impliziert die hier umrissene Konzeption keineswegs eine grundsätzliche Unmarkiertheit des Standards; vielmehr verliert der eingangs herausgestellte Gegensatz (pluridimensionale Markierung vs. Unmarkiertheit) seine alternative Schärfe. Denn der Einbezug des variationsbezogenen Sprecherwissens eröffnet die Möglichkeit, mit unterschiedlichen koexistierenden Markierungen des Standards (und der Varietäten überhaupt) zu operieren. Es wurde ja bereits angedeutet, dass die mit der Standardvarietät assoziierten Repräsentationen selbstverständlich in hohem Maße von der aktiven Kompetenz des Sprechers abhängig sind: Schwache Kompetenz erzeugt nicht nur Unsicherheit in Produktion

<sup>11</sup> Vgl. die entsprechenden Aufnahmeprotokolle zu den drei Punkten in Jaberg/Jud 1928: „259 [...] Suj. [...] geringe Schulbildung; Analphabet“ (69); „367 [...] Analphabet“ (88); „427 [...] Analphabet. Schriftsprachlich beeinflussbar“ (94).

<sup>12</sup> ‚Perzeption‘ ist dabei in doppeltem und komplementärem Sinn als Auto- und als Heteroperzeption zu verstehen (vgl. zur Problematik insgesamt Krefeld/Pustka 2010).



und Perception, sie produziert auch Repräsentationen, in denen der erstrebte Standard, weil er schlecht beherrscht wird, als sozial und stilistisch höher stehend bewertet wird, während die aktiv dominante eigene Non-Standardvarietät gleichzeitig womöglich als negativ, d.h. als Substandard eingeschätzt wird. Zu dieser polarisierenden Bewertung hat der standardkompetente Sprecher keinen Anlass. Ihm erscheint der Standard als selbstverständlich, unauffällig, jedoch keineswegs als positiv hervorstechend; es wäre der Situation der aktuellen ‚großen‘ europäischen Sprachgemeinschaften unangemessen, Standardkompetenz als Indiz für soziale Privilegiertheit und Standardgebrauch als stilistisch *per se* ausgezeichnet anzusehen. Dergleichen sprechergruppenspezifische Divergenzen gelten nicht nur für den Standard, sondern für die Varietäten im Allgemeinen und die Dialekte im Besonderen: Die divergierenden Einschätzungen der Varianten und Varietäten bestimmen die kommunikative Realität und müssen von der Varietätenlinguistik konzeptionell erfasst und empirisch erforscht werden.

Ein entsprechendes Modell sollte den Standard als Referenzvarietät ins Zentrum stellen und seine eventuelle, auch multidimensionale Markierung offenhalten, damit auch die einzelsprachliche Existenz komplementärer regionaler bzw. nationaler Standards abgebildet werden kann. In diesem Sinn ist das abschließende Schema zu verstehen, das in seiner sternförmigen Anlage weiterhin den Zusammenhang zwischen zunehmender Standardferne, d.h. starker Markierung, und dimensionaler Eindeutigkeit zum Ausdruck bringen will.

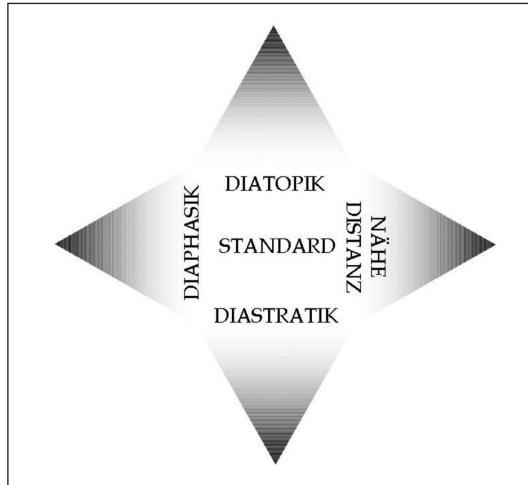


Fig. 2: Stärke und dimensionale Eindeutigkeit der Markierung wachsen mit zunehmender Entfernung vom Standard

## 6 Bibliographie

- AIS = Jaberg, Karl/Jud Jakob (1928–1940): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde., Zofingen, Ringier.
- Berruto, Gaetano (1997): „Le varietà del repertorio“, in: Sobrero, Alberto (Hrsg.), *Introduzione all'italiano contemporaneo. La variazione e gli usi*, Roma/Bari, Laterza, 3–36.

- D'Agostino, Mari (2007): *Sociolinguistica dell'Italia contemporanea*, Bologna.
- Dardano, Muarizio (2005): *Nuovo Manualetto di linguistica italiana*, Bologna, Zanichelli.
- DISC = Sabatini, Francesco/Coletti, Vittorio (1997): *Dizionario Italiano Sabatini Coletti*, Florenz, Giunti.
- Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928): *Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, Halle an der Saale, Niemeyer.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen, Niemeyer.
- Krefeld, Thomas (2003): „Rumänisch – mit ‚Abstand‘ ein Unicum“, in Busse, Winfried/Schmidt-Radefeldt, Jürgen (Hrsg.), *Rumänisch und Romanisch*, Festschrift Windisch zum 60. Geburtstag, Rostock, 73–90.
- Krefeld, Thomas (2007): „L'informante analfabeta (e la coscienza della variazione)“, in: Castiglione, Marina/Rizzo, Giuliano (Hrsg.), *Parole da gustare. Consuetudini alimentari e saperi linguistici* (= Atlante Linguistico della Sicilia – Materiali e Ricerche 19), Palermo, Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani, 45–56.
- Krefeld, Thomas (2010a): „*Italiano, ma popolare?* – Einige nicht standardsprachliche Merkmale im Spiegel des Varietätenbewusstseins“, Krefeld, Thomas/Pustka, Elissa (Hrsg.), *Perzeptive Varietätenlinguistik*, Frankfurt a.M., Lang, 149–176.
- Krefeld, Thomas (2010b): „Italienische Varietätenlinguistik“, in *Italienisch* 63, 56–72.
- Krefeld, Thomas/Pustka, Elissa (Hrsg.) (2010): „Für eine perzeptive Varietätenlinguistik“, in: Krefeld, Thomas/Pustka, Elissa (Hrsg.), *Perzeptive Varietätenlinguistik*, Frankfurt a.M., Lang, 9–28.
- Telmon, Tullio (<sup>3</sup>1997): „Varietà regionali“, in: Sobrero, Alberto (Hrsg.), *Introduzione all'italiano contemporaneo. La variazione e gli usi*, Bari/Rom, Laterza, 93–149.
- Völker, Harald (2009): „La linguistique variationnelle et la perspective intralinguistique“, in: *Revue de linguistique romane* 73, 27–76.
- ZINGARELLI = Zingarelli, Nicola (<sup>12</sup>1997): *Vocabolario della lingua italiana*, a cura di Miro Dogliotti e Luigi Rosiello, Bologna, Zanichelli.